

104117.



ESTICA



# Im Fluge

Ein epilogischer Scherz,  
zur Novelle „Im Zuge von Edmund Heyking“

VON

F. K.

ESTICA  
A 2446



# Im Fuge.



## Ein epilogischer Scherz

zur Novelle

„Im Buge von Edmund Heyking“

von

F. K.



**RIGA,**  
Alexander Stieda.  
1878.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 7. October 1878.

---

---

H. Burchardt's Druckerei.

Im Fluge.

## I.

Im diesjährigen Sommer hatte ich fabelhaftes Glück. Eine kleine Novelle, auf die ich selbst absolut kein Gewicht legte, wurde durch die anfeindende tendenziöse Kritik einer bekannten gelehrten Respectsperson bekannt und piquant: es wurden mehrere Auflagen der nachlässig plaudernden Erzählung nöthig. Ich sah mich plötzlich im Brennpunkte eines üppig wuchernden Brochürenstreites — aus dem jungen unbekannten Redacteur eines kleinen Provinzialblattes war plötzlich ein Schriftsteller geworden, ein namhafter Autor.

Die grosse Menge urtheilt leicht nach dem Massstab der genossenen Schadenfreude: auch darin reüssirte ich vollständig, und es wurde mir leicht, schliesslich mich mit einer patenten „Erklärung“, welche an der Spitze der Zeitung die Grossmuth des Siegers genugsam durchscheinen liess, gloriös aus der Affaire zu ziehen.

Aber die auf dieser und jener Seite an- und aufgeregten Gemüther hatten sich des Streites in weiteren Consequenzen bemächtigt, — die Presse der Residenz brachte Stimmen aus dem Publicum und eigene Elaborate, — der Zwietrachtssamen drang bis in die Facultäten der heimischen Universität, und ging auf in weiteren Brochüren. Die ursprüngliche Fassung des Streitpunktes war schon längst verloren gegangen.

Es wurde Herbst.

Am lodernden Kaminfeuer, das allein mein einsames Gemach in der vorgeschrittenen Dämmerstunde erleuchtete, sass ich und sann über das wunderliche Geschick meiner novellistischen Causerie.

Hatte je, so lange überhaupt dieses Genre der Eisenbahnlectüre besteht, eine Erzählung auch nur annähernd einen Erfolg aufzuweisen, wie ihn meine Novelle davongetragen?

Ich musste mir gestehen, dass dieser Erfolg nur jener seelsorgerischen Reclame zuzuschreiben sei, und dass eine raffinirtere Reclame selbst ein amerikanischer Journalist schwerlich ersinnen werde.

Eisenbahnlectüre — Professorencollegium —

Feuilleton — Reclame — Petrikirche — Knöpfen — — — das war die weitere Association meiner Gedankenträumerei.

Ich fuhr zusammen.

Es musste eine Gesichtshallucination sein: — grell von einem auflodernden Holzseith beleuchtet erhob sich an der dem Kamin gegenüberliegenden Wand die Kanzel der Petri-Kirche — über und über beklebt mit der Abbildung einer Locomotive, und darunter stand in grossen Lettern:

#### I M Z U G E:

Seit diesem Augenblick verfolgte mich dieses Kanzelbild überall, Tags bei der Arbeit und Nachts in meinen Träumen. Als mir nun vollends der ehrwürdige Reformator Livlands auf seiner Kanzel selbst erschien und drohend die Hand gegen mich erhob, da entschloss ich mich, den Rath meines Arztes zu befolgen.

Ich ging auf Reisen.

\*

Die Fahrt von Riga nach Dünaburg kann sehr nützlich sein.

Ich lernte auf dieser Fahrt einige alte Irrthümer corrigiren.

Bereits auf dem Bahnhof bemerkte ich, dass ich die Partition „Menschen und Kellner“ schon aus dem Grunde nicht halten könne, weil auf diesem Bahnhof weder Buffet noch Kellner existiren, und daher auch „hungrige Mahnungen“ absolut zurückzuweisen sind.

Ich dachte an andere Bahnhöfe und an andere Städte, und unwillkürlich erinnerte ich mich jenes Brunnens auf der Frankfurter Promenade, dessen Satyrkopf die Inschrift trägt:

Gesegnet soll der Trunk uns sein,  
Das Wasser Euch, und uns der Wein!

Aber hier auf dem Bahnhof einer Stadt von mindestens 120,000 Einwohnern giebt es keinerlei gesegneten Trunk, nur ein einsamer kleiner patentirter Wasserfilter, zu dessen ausgiebiger Benutzung die liberale Direction ganze zwei Gläser\* dem durstigen Reisepublicum zur Disposition stellt, erinnert an Cisternen, Wüstenbrunnen, Sahara und ähnliche

---

\*Anmerkung des Setzers: Soll's nicht heissen: Zwei ganze Gläser?



angenehme Dinge. Von dem „gravitatisch melodischen Plätschern“ eines Springbrunnens konnte ich daher selbstverständlich absolut nichts hören. Derartige Ansprüche sind bei uns sogar für die innere Stadt als „etwas sehr hoch“ am Besten gar nicht zu denken.

„Schnellfahrende Reiseerlebnisse“ gibt's bekanntlich auf dieser Strecke absolut nicht, dafür finden sich aber auf den zahllosen Stationen für die aus ihren „Futtermalen“ herausgekletterten Reisenden mannigfache Futteralien in wohlthuender Uniformität und ehrwürdigem Alter.

Diese Reflexionen hätten mich in eine passabel üble Kritiker-Stimmung versetzen können. Aber auf dem Bahnhof hatte mir noch im Moment der Abfahrt ein Freund ein Couvert überreicht, das die Aufschrift trug: „Von der Redaction der X Y Z Zeitung“ (hier stand der Name eines verhassten Concurrenzblattes, welchem ich stets mit principieller Schnödigkeit und absichtlicher Ignorirung begegnet war) „dann und dann aus Collegialitäts - Gründen zurückgewiesen“. Unten in der Ecke links stand

mit Bleistift der Vermerk: „Reiselectüre“, — rechts: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen“.

Als ich das Couvert geöffnet, entfaltete ich ein Manuscript: „Zur neuesten Schillerkritik“.

„Heilige Semmelziege“! seufzte ich mit dem seligen Papa des Scherr'schen Michel, und alle meine literärisch - kritischen Jugendsünden durchschwirrten diejenigen Zellen meiner Gehirnoberfläche, in denen vermuthlich das Gewissen seinen Sitz hat.

Dann las ich:

„Zur neuesten Schillerkritik.

Wir erhalten von einem auch in weiteren Kreisen wohlbekannten jugendlichen Schriftsteller folgende Zuschrift:

Geehrte Redaction! Da der Goldzoll und der schlechte Cours alle Luxusartikel fast unerschwinglich machen und auch die nothwendigen Lebensmittel vertheuern, indem auch die hiesigen Bierbrauer aufgeschlagen haben, was ja, wie Onkel sagt, flüssiges Brod ist, weshalb mein Taschengeld nicht mehr für Kröpsch, Ehrlich und Kuchezinski ausreicht, habe ich die Absicht, mir durch moderne Recensionen klassischer Stücke einen kleinen Zuschuss zu verdienen, welches um so mehr in mein Fach schlägt, als ich manchen früheren Aufsatz aus der Tertia verwenden

zu können hoffe und Onkel sagt, ich sei, indem ich in Secunda B sitze, in den richtigen Flegeljahren, in welchen Einem nichts heilig sei, was, wie der Doctor sagt, eine pathologische Eigenthümlichkeit der Entwicklungsperiode ist, welche auch vorübergeht, weshalb ich sie jetzt tüchtig benutzen muss, indem ich den Ausspruch des grossen Schiller:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen

Und das Erhabene in den Staub zu ziehn,

nicht auf die Censurschwärze beziehe, sondern als Motto für die moderne Feuilletonistenkritik auffasse. Papa hält sich nämlich die „Alte“ (Sie wissen schon, wen ich meine), aber in der letzten Zeit holt er sie immer selbst ab, und wenn wir sie dann zu lesen bekommen, ist sie gewöhnlich stark ausgeschnitten, weshalb Onkel, welcher überhaupt sehr schlechte Witze macht, meinte, eine d-rartige „Décolletage“ alter Personen mache stets einen üblen Eindruck, wobei ich nicht wusste, was er meint, indem er selbst doch parterre wohnt.

Neulich hat aber Papa das „Montagsblatt“ vor Mama und meiner Schwester, die in die Töcherschule geht, sorgfältig versteckt und nachher ganz heimlich verbrannt, weshalb ich mein Klingelbeutelgeld zu Ehrlich trug, indem ein alter Knopf dieselben Dienste

thut, und dort alles verschlang; welches unser Oberlehrer eine gelungene Metapher nennen würde.

Uebrigens habe ich gestern Papa und Onkel belauscht, als sie über Maria Stuart sprachen, indem Papa ganz empört war, Onkel aber meinte, es erinnere ihn sehr an die Berliner Judenpresse, und es sei ziemlich leicht, über jedes klassische Stück derartige Bemerkungen zu machen, welche hier allerdings noch neu seien, weshalb es den Reiz des Originellen und Ungewohnten habe.

Deshalb habe ich mich gleich hingesetzt und es einmal probirt, was ich auch sehr leicht fand, indem ich sehr bitten muss, Papa nichts zu sagen, weshalb ich auch eine andere Namensschiffre nehme, was die Neugier reizen wird, womit ich bin

Ihr ergebener

Carl Miesnick,  
Secunda B.

Turandot, Prinzessin von China.

Ein tragikomisches Märchen nach Gozzi

von

Friedrich Schiller.

A Ha! Nachdem ich im grossen Daniel und Cannabich die Geographie von China repetirt und

mich im kleinen Meyer über die neuesten statistischen Verhältnisse dieses Riesenreiches orientirt hatte, fuhr ich in einem jener eleganten Einspanner, deren Benutzung mit einer Klage bei der Polizei und beim Thierschutzverein zu endigen pflegt, in's Theater.

Die Musik war miserabel, das Haus leer.

Die alten abgedroschenen Verse vermochten nicht, diesen präoccupirenden Eindruck zu verwischen, und mein geographisches Gefühl empörte sich ob der Unkenntniss des Dichters mit den Bodenverhältnissen des Terrains, auf welchem sich diese Tragikomik abspielt.

Dann kamen die langweiligen Räthsel, die man schon auf der Sexta kennt.

Es scheint mir die Aufgabe des modernen Regisseurs zu sein, derartige Kindereien vollständig zu streichen und durch zeitgemässe anmuthige Scherze zu ersetzen, womöglich mit ein Wenig piquanter französischer Sauce angefeuchtet.

Zu letzterem Zweck würde ich Herrn Treller empfehlen, sich mit dem „Pariser Correspondenten“ des „Riga'schen Montagsblatts“ in Verbindung zu setzen.

Vor der Hand aber mache ich in dem Gedanken, es könne unserer Bühne nur erspriesslich sein, wenn sie sich mit der Presse und deren bekannten Vertretern gut stellt, den Vorschlag, die Regie möge

bei der nächsten Aufführung der „Turandot“ folgende 3 Räthselfragen substituiren.

Erstes Räthsel: Mein Erstes ist ein grimmiger Raubfisch, der schon im alten Testament eine Rolle spielt. Mein Zweites wird der Prinz von Wales, wenn seine Mutter gestorben ist. Mein Ganzes ist nicht Paul Lindau.

Zweites Räthsel: Das Erste ist nicht alt, das Zweite keine Frau, das Ganze ist dick und gemüthlich.

Drittes Räthsel: Wie heisst der Comparativ von Riezchen?

Es scheint mir, dass eine derartige Abwechslung der althehrwürdigen Dichtung, in der wir eben trotz des Titels alles Komische vermissen, nur zu Gute kommen kann, und dass es dem poetischen Talent des genannten bewährten Regisseurs ein Leichtes sein muss, dieser Modernisirung ein poetisches Gewand zu geben, das dem heroischen Pathos des Herrn Göbel wohl anstehen würde.

Wie weit im Uebrigen ein derartiger anregender Gedanke die arbeitsame Phantasie eines unternehmen- den Regisseurs führen könnte, ist nicht abzusehen, und es dürfte nicht unwahrscheinlich sein, dass im weiteren Verfolg das ganze Stück modern umgearbeitet wird.

Dem alten Plunder würde eine derartige Restaurierung nur Nutzen bringen.

So könnte z. B. „der fabelhafte Kaiser von China“ in einen reichen Banquier in Mitau oder Tuckum verwandelt werden, die Tochter — Prinzessin demnach in eine sehr reiche, stark schöngeistige, etwas hysterisch angehauchte einzige Erbin; die betr. Bewerber sind dann die Söhne anderer reicher Handlungshäuser, Kalaf der Erbe einer alten, aber eben fallirten Firma etc. etc.

Die Rollenbesetzung würde dann noch einzelner Winke bedürfen: namentlich dürfte es sich empfehlen, durch einige Couplets auch den bewährten Kräften der Posse Gelegenheit zum Mitwirken zu geben. Vielleicht wählt dann Fräulein Eichberger die moderne Turandot mit der Titelrolle zu ihrem nächsten Benefiz. Ein volles Haus und die Anerkennung der modernen Feuilletonistenkritik wird ihr nicht fehlen.“ —

Ich hielt das Manuscript noch in der Hand, legte mich in meine Coupé - Ecke behaglich zurück und zündete mir eine Mentzendorff'sche Cabanas an.

Damals hätte ich mich sicherlich ein Weniges geärgert, während mir jene hochpathetische Todtenklage in der R.'schen Zeitung eigentlich eine Art von Gaudium gewährte. — —

Wie boshaft!

Ich schnippte die Asche von meiner Cigarre und dachte an jene Concurrentin und ihr loyales Verfahren.

Der Zug hielt: „Dünaburg“! —

\* \* \*

## II.

In dem sauberen und eleganten Wartesaal des schönen Bahnhofs der grossen Petersburger Eisenbahn ist gewöhnlich ein recht buntes und bewegtes Treiben. Gleichviel, ob Tages- oder Nachtzeit: alle Augenblicke ertönt die Glocke des den betreffenden fälligen Zug nach den Hauptstationen monoton abrufenden Portiers.

Nachdem ich mich in dem behaglichen Herren-Lavoir gründlich vom Eisenbahnstaub gereinigt und meinen äusseren Menschen aufgefrischt, betrat ich den Wartesaal und spähte durch das bunte Menschengewühl nach einem leeren Platz an einer der weissgedeckten Tafeln.



Ich steuerte auf den gefundenen Platz los, und während mir der dienstbeflissene Kellner auch ohne „Interpellation“ die Speisekarte überreichte, musterte ich meine Nachbarschaft.

Es war das gewöhnliche Reisepublicum. Hier eine russische Aristokratenfamilie mit zahlreichem Cortège von französischen Gouvernanten und Bonnen, dort ein ächter Commis voyageur, ewig beweglich und alle erreichbaren Kellnerjünglinge in Bewegung setzend. Daneben ein Officier, den Arm in der Binde, auf der Brust das Georgenkreuz. Ihm gegenüber ein korpulenter Herr, dessen Gesicht ich noch nicht sehen kann, da er eben mit grosser Sorgfalt in die Weinkarte vertieft ist.

Als er aufblickt, begegnen sich unsere Blicke.

Kein Zweifel, es ist Leopold. Aber in welch' veränderter Façon!

Als ich ihn zuletzt in London gesehen, war er schlank zu nennen und seine ganze Erscheinung knochig. Wie ich ihn jetzt sah, hatte er unverkennbare Anlage zu einem Falstaff, seine Gesichtszüge waren ausgeflossen und nur das Auge hatte den früheren unbestimmten charakterlosen Ausdruck.

Er stand auch nicht auf, sondern streckte mir phlegmatisch die dicke rothe Hand über den Tisch entgegen, einen schweren Seufzer ausstossend.

Ich war schnell an seiner Seite. Er wehrte alle Fragen meinerseits mit schweren Armbewegungen ab, und erst als die bestellte Flasche Mousseux im eisgefüllten Kübel vor ihm stand, sagte er kurz: „Warte, bis sie da ist.“

Ich folgte seinen Blicken nach der Hallenthür, und richtig: Da kam sie, die französische Gräfin. Ganz in Schwarz von Kopf bis zu Füßen, offenbar magerer als damals auf der belgischen Bahn. Eine grössere Sammlung von Plaids, Handsäcken etc., welche sie trug, dirigierte sie durch die Menschenmenge mit einer Geschicklichkeit, welche einem professionirten Gepäckträger auf einer Expressausstellung eine Medaille eingebracht hätte.

Leopold zündete sich knurrend eine Papyros an — damals rauchte er gar nicht — und sah schläfrig unserer Begrüssung zu.

Als die Gräfin neben Leopold mich stehen sah, schrak sie merklich zusammen, die Reiseeffecten, welche sie trug, geriethen einen Augenblick in's

Schwanken, und eine Bewegung der rechten Hand schien das bei katholischen Frauen im Augenblick des Schreckens unwillkürlich beliebte „Schlagen“ eines Kreuzes zu introduziren. Aber auch nur einen Augenblick. Dann hatte sie ihre volle Haltung wieder gewonnen. Schnell entledigte sie sich ihrer Bürden, dabei mit einer gewissen Besorgniss Leopold von der Seite ansehend, und mit graciöser Freundlichkeit bot sie mir das schwarzbehandschuhte Händchen.

Sie nippte aus dem Kelchglase, das ihr Leopold zugeschoben und sagte in fließendem Deutsch, das eher einen russischen als französischen Anstrich hatte: „Das nenne ich ein glückliches und schnelles Finden. Wir glaubten Sie erst in Paris auf der Ausstellung wiederzusehen. Desto besser: wir können Sie schon jetzt, endlich! gründlich auszanken.“

Bevor ich noch meinem Erstaunen und meiner Freude Ausdruck geben konnte, fuhr sie fort: „Ja, auszanken! Auszanken für Ihre masslose Indiscretion! Glauben Sie nicht, dass allerlei gute Freunde Ihre abscheuliche Novelle mit wahren Hochgenuss uns nach Sistowa zugesandt haben, als man erst durch

allerlei Schlachtenbummler uns in den dortigen Hospitälern entdeckt hatte. O! Sie haben viel gut zu machen! Sie Heizer!“ —

Während nun Leopold den emsigen Ganymed machte und absolut kein leeres Glas duldete, seine Sprachwerkzeuge nur ab und zu in leisem Grunzen anstrengend, erzählte die Gräfin, im Wartesaal und später im Coupé — wir fuhren natürlich alle Drei zusammen — folgendes.

Ihr zweiter Mann, jener französische Dramendichter, hatte ihr allmählig das Leben zur Hölle gemacht. Sie sah endlich keinen anderen Ausweg, als den Tod. An einem trüben regnerischen Abend hatte sie das Haus verlassen, war nur mit Todesgedanken beschäftigt einige Stunden fast bewusstlos durch die Strassen geirrt und schliesslich auf eine Brücke gekommen. Hier unter einer Laterne war sie stehen geblieben und hatte das Geländer umklammernd ihre Kraft bemessen, ob jenes nicht zu hoch für sie sei, sich hinüber zu schwingen und hinunter in die dunklen Fluthen der Seine. Plötzlich stand Leopold vor ihr.

Die Erzählerin machte eine Pause. Sie sah mir eine Weile stumm und starr in's Auge.

„Nicht wahr, lieber Freund“, sagte sie, „ganz wie in einem Roman? Aber seit jenem Augenblick glaube ich an eine göttliche Fügung.“

Am nächsten Tage entwickelte Leopold eine Energie, wie sie ihm diese niemals zugetraut. In einem Café des Palais royal suchte er ihren Mann auf und fand ihn in würdiger Gesellschaft. Leopold's Aufforderung, ihm Behufs einer ernsten Besprechung seiner Frau wegen in das anstossende Gemach zu folgen, hatte der Franzose unter dem Beifallsjauchzen der Gesellschaft damit beantwortet, ihn, ein Glas Champagner in der Hand mit frivoler Rede und cynischer Geste zur Betheiligung an der Orgie einzuladen.

Leopold schlug ihm das Glas aus der Hand.

Die Gräfin wusste von Alledem nichts. Sie ahnte erst Alles, als Leopold am folgenden Tage bleich und verstört in das Hotel zurückkehrte und mit fieberhafter Hast die Koffer packte.

Bis zur Grenze sprach er kein Wort. Als sie aber wiederum auf belgischem Boden angelangt

waren, da erzählte er ihr Alles. Er hatte an jenem Tage seinen Gegner im Duell erschossen.

Sie blieben erst einige Wochen in Brüssel, dann gingen sie nach Heidelberg. Die Gräfin wäre gern weiter gereist, aber Leopold? —

Die Gräfin hielt in ihrer Erzählung inne. Wir saßen allein in einem jener gemüthlichen Separat-coupé's der bequemen breiten blauen Waggon's der I. Klasse. Leopold hatte sich schon längst in eine der angrenzenden Cabinen zurückgezogen. Wahrscheinlich schlief er. Der Zugführer war ein intelligenter und gefälliger Mann, der unseren Wunsch, möglichst wenig Gesellschaft zu erhalten, bis zur Grenze im Gedächtniss hielt und getreulich erfüllte.

Meine Nachbarin seufzte. Sie hatte sich warm gesprochen und nahm ihren Reisehut ab. Ihr volles welliges Haar war in der Zeit, dass ich sie nicht gesehen, offenbar kurz geschnitten gewesen. Jetzt trug sie ein bequemes die kurzen Locken hinten zusammenhaltendes Seidennetz. Ihr feines Gesicht erschien markirter als früher, aber die Augen und die Lippen waren dieselben geblieben. Sie war immer noch das, was mein Freund, der Doctor mit

der sanften lispelnden Stimme „ein feuchtes Weib“ zu nennen pflegt.

„Als wir in Brüssel ankamen“, fuhr sie mit leise vibrierender Stimme fort, „hätte es keines „Heizers“ bedurft. Ich sah in Leopold mein Fatum, ich bewunderte ihn, ich wäre gern zu seinen Füßen gefallen und hätte ihn gebeten: Geh’ jetzt nicht wieder von mir, lass mich Deine Dienerin sein!

Aber der Todte stand zwischen uns, wenn auch niemals seiner weiter erwähnt worden ist. — Leopold wurde von Tag zu Tage verschlossener, unruhiger. Er suchte Vergessenheit, und über diesem ihn total beherrschenden Gedanken stumpften offenbar seine anderen geistigen Interessen merklich ab.

Dann brach der russisch - türkische Krieg aus. Ich überredete ihn, mit mir auf den Kriegsschauplatz, an die Donau zu eilen.“

Der Zug hielt an einer Station. Wir sahen dem eiligen Getreibe auf dem Perron schweigend zu.

Als der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, erzählte die Gräfin weiter. Leopold hatte sich damals mit patriotischem Eifer in das Kriegslieben gestürzt. Er hatte sich einen ganz eigenar-

tigen Samariterberuf construiert. Mit grosser Umsicht und Emsigkeit wusste er mittelst einer erstaunlichen Geschäftsverbindung mit dem gesammten internationalen Judenthum die verwundeten Officiere mit gutem Wein und mit Rauchmaterial zu versorgen, er hatte stets einen besonders dazu eingerichteten Koffer mit den verschiedensten Gattungen schwerer Weine in leicht erreichbarer Nähe, und war glücklich, einen segensreichen Specialzweig der freiwilligen Krankenpflege erfunden zu haben.

Die Gräfin war zufolge alter Beziehungen von den Vertretern des Rothen Kreuzes mit hohen Ehren empfangen worden, sie hatte in verschiedenen Lazarethen den Krankenwartedienst organisirt, sie hatte sich wenig Ruhe gegönnt. „Es war Vieles zu büssen“, sagte sie.

Da traf sie plötzlich die Nachricht, dass Leopold in einem elenden Bulgarendorfe am Typhus erkrankt danieder liege. Sie eilte zu ihm. Als sie den Reconvalescenten endlich glücklich nach Sistowa übergeführt hatte, und nach Kräften bemüht war, seine Genesung weiter zu fördern, da bemerkte sie, dass Leopold gegenüber der Vergangenheit gänzlich



apathisch geworden war. Aber auch sonst war er ein Anderer geworden. Ihr Verhältniss zu ihm gestaltete sich ganz mütterlich. Sie hatte für Alles zu sorgen, und Leopold's körperliches Befinden konnte bald nicht besser sein. Er nahm das Alles als ganz selbstverständlich entgegen. — Als eine formelle Ermächtigung nöthig wurde die Revenuen Leopold's betreffend, hatte er seinen Namen unter das Document gesetzt, ohne auch einen Blick auf den Inhalt zu thun. Sie führte seine Geschäfte — sie hatte auch die Billets und den Gepäckschein. —

Leopold setzte sich, nur verhalten gähnend, zu uns. Er hatte wie ein Todter geschlafen, so sagte er. Es wollte keine Unterhaltung in Zug kommen. Jeder sass in seiner Ecke, mit seinen Gedanken beschäftigt.

Ich dachte an meine Heizertheorie. Was nützt alle Heizung, wenn der Zug gebremst wird, oder wenn an der Maschine Etwas in Unordnung geräth? — — Armer Leopold! — — Arme Gräfin! — —

### III.

Wir hatten die Grenze passirt, auf dem Bahnhof in Eydtkuhnen gemeinschaftlich dinirt und sassen nun in einem funkelnagelneuen Coupé der preussischen Ostbahn. Es war ein sonniger Sonntag. Auf allen Stationen standen und promenirten sonntäglich geputzte, vergnügte Menschen, überall hörte man nur deutsche Worte. Alles das hatte uns in eine zufriedene, leidlich heitere Stimmung versetzt. Wir versuchten sogar zu scherzen. Sie brachte das Gespräch auf meine Novelle.

Es zeigte sich, dass sie auch sämmtliche Brochüren und Zeitungsartikel gelesen hatte. „Einen ganzen Tag“, meinte sie, „nahm in Petersburg das Auftreiben und Lesen dieser Literatur in Anspruch. Sie sind noch viel zu glimpflich behandelt worden, was die Ausdrucksweise in Ihrer Novelle anbelangt. Sie sehen, ich habe aufmerksam gelesen. Um nur Eins anzuführen: halten Sie die von Ihnen gebrauchten Superlative zahlloser Participien, an denen eine französische Zunge zu zerbrechen in Gefahr geräth, für correct? Wie klingt das: „segenspendenst“, „ausgebildetst und vervollkommnetst“? Auch

schreiben Sie „selbstständig“, was mir mein deutscher Lehrer nicht durchgelassen hätte. O, ich habe mir Manches angestrichen. Aber auch in den Kritiken Ihrer Gegner finden sich ganz unbegreifliche Dinge. Was soll man z. B. dazu sagen, dass Herr L., der unfehlbare Linguist und Stylistiker in allem Ernst eine dem lateinischen Ablativus absolutus nachgebildete Wendung gebraucht, ungefähr so: „Dies vorausgeschickt kann ich jetzt weiter behaupten“. —

Ich war starr, ich hatte noch keine Französin getroffen, die meine Muttersprache so genau gekannt, geschweige eine Dame überhaupt, die von dem Ablativus absolutus so leicht hin sprechen konnte. Lateinisch redende Damen gehörten in meinen Vorstellungen längst entschwundenen Zeiten an, oder waren die ehrbaren Hausfrauen deutscher Professoren, nach Analogie der braven Conrectorsfrau in dem Raabe'schen „Horacker“.

Es fehlte noch, dass sich die Gräfin als Violinspielerin, Malerin und Schriftstellerin weiter entpuppte.

„Gnädige Frau“, sagte ich, „ich gestehe reuevoll meine Sünden. Aber gestatten Sie mir, auf

unsere Conversation in Cöln zurückzukommen. Wenn ich nicht irre, so sprachen wir damals von dem Universalleiden der Frauenwelt. Auf Seite 24 meiner Novelle sagte ich zu Ihnen: „Es kann nicht Wunder nehmen, dass wenn unsere heutige Civilisation Kunstwerke solcher Vollendung producirt, wie ich jetzt eben zu bewundern Gelegenheit habe, wir als Ausgleichung gewisse Schäden mit in den Kauf nehmen müssen, wenn die Natur die Zartheit und das Geschmacksraffinement auf Kosten der Dauerhaftigkeit herstellt.“ Hätte ich damals gewusst, dass Sie den Ablativus absolutus kennen — —

„Ich bewundere Ihr Gedächtniss“, unterbrach mich die Gräfin, „Sie wollten wohl sagen, so hätten Sie mir jene — sagen wir: z w e i f e l h a f t e Schmeichelei erspart. Ich kann Ihnen übrigens die Versicherung geben, dass ich weder falsche Zähne noch falsches Haar trage und auch damals nicht trug. Auch kenne ich kein Poudre de riz und keine Schminke. An alles das erinnerte Ihr 'von der heutigen Civilisation producirtes Kunstwerk?.'“

„Verzeihen Sie mir, verehrte Freundin!“ beeilte ich mich, die sich in Eifer und Erregung hinein-

redende Gräfin zu beschwichtigen, „ich will der gleichen nicht wieder sagen. Aber damals warfen Sie die Frage auf, w e n das sausende Treiben der Gegenwart abspannen und ermatten müsse. Sie gaben selbst die Antwort: die nicht mehr mitkönnen und die nicht in die Zeit hineinpassen. Mir scheint, unser Freund dort“ — Leopold sass am gegenüberliegenden Fenster und rauchte — „kann nicht mehr mit und passt nicht mehr in die Zeit.“

„Er ist krank, er bedarf meiner Hülfe — ich werde ihn freiwillig nie verlassen, ich passe auch nicht mehr in die Zeit, seitdem — “

Sie vollendete den Satz nicht, sondern sah starr zum Fenster hinaus. Ueber ihre Wange rann eine helle Thräne. Ich wagte nicht mehr, das Gespräch wieder aufzunehmen. — — —

\*

In Berlin hielten wir uns nur einen Tag auf. Dann ging es an den Rhein.

Es war ein wunderbar schöner Herbstsonntag. Wir hatten auf der herrlich gelegenen Terrasse unseres Hotels in Bingen, den grünen Strom vor

Augen, den Café eingenommen, wobei die Gräfin in wahrer Sonntagsstimmung das feine Gebäck verzehrend allerlei verfängliche Fragen an mich richtete.

„Essen Ihre d ä m o n i s c h e n , z a u b e r h a f t e n R a u b t h i e r e auch derartiges Backwerk?“ fragte sie, und die Bretzeln verschwanden in tausend hörbar entstandenen Theilchen hinter den rosa-weissen Perlenreihen ihrer Zähne. „Sehen Sie mich nicht so entsetzt an, ich stamme nicht aus Neu-Seeland.“ So ging es munter fort. Ihre Fröhlichkeit hatte selbst für Leopold etwas Erwärmendes.

Es begannen die Glocken der Kirchen und Kapellen zu läuten. Die Gräfin sumnte leise vor sich hin:

„Des Sonntags in der Morgenstund'  
Wie wandert's sich so schön  
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'  
Die Morgenglocken gehn!“

Sie unterbrach sich, und wandte sich an Leopold.

„Weisst Du, Leopold; wir wollen einen Kahn miethen und den schönen Morgen auf dem Wasser verbringen.“

Mein armer Freund erhob sich schwerfällig und kehrte nach einer halben Stunde, während welcher die Gräfin sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, mit der Meldung zurück, dass der gewünschte Nachen bereit liege. „Ich gehe mich erholen,“ fügte er hinzu, „ich bin müde, ich komme nicht mit.“

Sie kam die grosse Freitreppe herab, welche bis hart an den Rhein führt. Ich half ihr in den Kahn und verabschiedete den Schiffer mit einem reichen Geschenk.

„Gott segne Sie und Ihre gnädige Frau Gemahlin!“ rief der überraschte alte Mann uns nach.

Mit ein paar kräftigen Ruderschlägen war ich mitten im Strome. Ich arbeitete mich bald warm, die Sonne stach und die ungewohnte Arbeit strengte mich an, zumal es stromaufwärts ging. Ich hielt auf das linke Ufer wieder zu, das hier von dem Laubwerk zahlreicher Gärten dicht beschattet ist. In der Nähe des Ufers zog ich die Ruder ein und liess den Kahn langsam treiben. Die Gräfin hatte bis jetzt kein Wort gesprochen. Sie sass in tiefen Gedanken.

„Ich wusste nicht, dass Sie singen“, schreckte ich sie auf, „dass Sie deutsche Lieder singen. Werden Sie mir die Gunst erzeigen, mich noch ein kleines Liedchen hören zu lassen? Es singt sich auf dem Wasser gut, und Sie haben gewiss ein Lieblingslied.“

Unter den langen Seidenfrängen ihrer Augenwimpern blitzte es unheimlich, wie damals bei der Abfahrt in Cöln. Sie erwiderte kein Wort, sie liess die grünen Rheinwellen spielend und plätschernd an ihrer über den Nachenrand herunter hängenden Hand sich brechen, sie sah dabei über Bord hinein in die Fluthen. Doch plötzlich erklang es, anfänglich leise, dann lauter und lauter in wunderbar bestrickendem Alt, eine unbekannte seltsam traurige Melodie:

„Viel Vögel sind geflogen,  
Viel Blumen sind verblüht,  
Viel Wolken sind gezogen,  
Viel Sterne sind verglüht;  
Vom Fels aus Waldesbronnen  
Sind Wasser viel geschäumt:  
Viel Träume sind zerronnen  
Die Du, mein Herz geträumt.“



Der Gesang war mit den beiden letzten Versen leise und leiser verhallt. Die Sängerin verhüllte ihr Gesicht und weinte, weinte bitterlich.

„Antoinette“, flüsterte ich und umschlang leise ihre zuckende Gestalt, „ist es denn absolut nöthig, dass unsere Träume zerrinnen?“

Sie entwand sich scheu meinem Arme und sah mir wie damals starr und stechend in's Weisse der Augen. „Ich habe geschworen, freiwillig ihn nie zu verlassen! Lassen Sie uns heimkehren!“ —

\* \* \*

#### IV.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach Paris.

In unserem Hôtel wurde mir eine Stunde nach unserer Ankunft eine angenehme Ueberraschung. Ich stieg, nachdem ich ein Wenig Toilette gemacht, die breiten Treppen hinunter nach dem grossen Speisesaal. Ich hatte das Bedürfniss, allein zu essen, nach alter Art. Vor den geöffneten Flügelthüren drangen lettische Worte an mein Ohr. Unsere

Landsleute lieben im Auslande sich dieser vor neugierigen Ohren dort absolut\* schützenden Sprache zu bedienen. Und richtig, beim Eintritt erblickte ich vier veritable heimische Musensöhne älterer Semester. Ich kannte sie auf der Universität als Fuchse. Natürlich ereigneten sich zunächst nach meiner baltischen Begrüßungstheorie vier herzliche Küsse. „Was, Teufel, führt Euch hierher?“

„Ja, denke Dir, Paul hat von seinem Alten nach glücklich absolvirtem Philosophicum ein Prämiensbillet geschenkt bekommen und damit 3000 Rubel Silber gewonnen. Davon hat er 1000 Rubel der Corpskasse dedicirt, und die übrigen 2000 vermöbeln wir gemeinschaftlich. Auf Paris kommen allein 1200, für jeden 300. Die Rückreisebillets haben wir im Sack. Es schmort sich hier superbe!“ —

Wir verabredeten uns zum folgenden Tage, gemeinschaftlich eine Fahrt in die Lüfte zu machen. —

Leopold hatte 15 Stunden en suite geschlafen, die Gräfin anscheinend wenig; sie hatte ihr Zimmer

\* Bescheidene Anfrage des Setzers: Sollte dem Erzähler nicht endlich volle „Absolution“ zu Theil werden?

nicht verlassen. Alte Erinnerungen mochten ihr den Schlaf verscheucht haben. Es kostete mir einige Mühe, die Beiden zur Ballonparthie zu überreden.

Um 1 Uhr Nachmittags betraten wir drei die geräumige Gondel des riesigen Luftschiffes auf dem Tuilerienhofe. Obgleich es gewissermassen zum guten Ton gehört, sich einmal dem riesigen Aërostaten des Mr. Giffard anzuvertrauen und eine Fahrt im Ballon captif mitzumachen, waren doch nur wenige Menschen in der Gondel. Die Ursache war, wie ich leise tuscheln hörte, ein Krachen und Knistern, das am Tage zuvor, bei der letzten Fahrt, die Passagiere in der Höhe erschreckt hatte.

Zudem trieb ein heftiger Wind schon unten den Ballon stark nach Osten.

Ich sagte von all' dem meinen Gefährten nichts, da mich die ruhige Zuversicht des Herrn Giffard und des Ballonführers vollständig sicher machten. Der historische Engländer sass mitten in der Gondel und holte eben die „Times“ heraus, in deren Lectüre er sich bei jeder Fahrt, — und er macht alle Fahrten schon wochenlang mit, — vertieft, ohne auch nur ein einziges Mal nach der Erde

zurückzuschauen. Unsere vier Studiosen sassen ebenfalls da. Sie hatten offenbar „gut gefrühstückt“; und ihren Taschen zu entnehmen, hatten sie die Absicht, das Frühstück in flüssiger Form oben weiter fortzusetzen. Ausser uns war kein Passagier weiter sichtbar.

Das Zeichen zum Aufsteigen wurde gegeben. Ruhig und majestätisch hob sich der Ballon in die Lüfte, so schnell als es das Abwickeln des Kabels gestattete.

Das durstige Quartett versäumte nicht, den Moment der Abfahrt mit dem Knallen eines silberumspunnenen Korken zu feiern. Der Times - Leser fuhr erschrocken zusammen und sah über seine Lorgnongläser ängstlich hinüber.

Das Frühstück und der Champagner wirkten in der Höhe schneller und schwerer, als auf dem gewöhnlichen Erdenboden: unsere Akademiker begannen in losem Quartett jenes Volkslied anzustimmen, das für gewöhnlich auf keiner Bootparthie ausbleibt, man kann dieses Lied eine deutsche Barcarole nennen: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten“ — —

Aber schon während des Gesanges, der nicht über die erste Strophe hinauskam, waren die Sänger auf meine beiden Begleiter aufmerksam geworden, welche bisher über die Brüstung gelehnt ihre Blicke dem grossartigen Bilde zugewandt hatten, das sich immer kleiner werdend, tief unten in der Riesenstadt und deren Umgebung darbot. Bei dem Gesange hatten sie zum ersten Mal aufgeschaut. Einer der Sänger trat auf Leopold zu: „Sind Sie nicht der Herr Leopold aus: „Im Fluge?“ Ein zweiter rief: „Leops, knurr' nicht!“ Der dritte: „Sagen Sie, sind Sie ein Mensch oder ein Hund? genau kann man das doch nicht wissen.“ Der Vierte endlich, jener ältere Mediciner, stand schwerfällig auf und sagte mit grosser Würde: „Mein Herr, wenn Sie der Monsieur Leopold aus: „Im Fluge“ sind, so ersuche ich Sie, sofort das Local zu verlassen. Ich und meine Commilitonen, wir lieben nicht, mit so langweiligen Kerlen zusammenzusein!“

Ich glaubte, Leopold würde sich auf seine Angreifer stürzen, und trat, Arges zu verhüten, schnell dazwischen. Aber dieser grosse starke Mensch liess, ganz wie vor Zeiten in der Schule, all' diese

Unbill ganz ruhig über sich ergehen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Die Gräfin hatte ich während dieser Scene nicht im Auge behalten. Jetzt erst bemerkte ich, dass sie mit einer Ohnmacht kämpfte. Ich fing sie in meinen Armen auf und bettete sie in einen Fauteuil.

Gleichzeitig gab der arg bestürzte Ballonführer das Zeichen zum Heruntersteigen. Bald waren wir wieder unten.

Inzwischen war es mir geglückt, die Aufregung des Ballonführers zu beschwichtigen und von den jungen Freunden das Versprechen eines sofortigen „Sichdrückens“ zu erhalten.

Als der Ballon wieder auf dem Boden anlangte, verliessen daher Jene zuerst die Gondel, ihnen folgte der Engländer, und diesem schloss sich Leopold an.

Die Gräfin sass noch sehr erschöpft und echauffirt in ihrem Sessel. Besorgt wandte ich mich zu ihr — — da plötzlich erfolgte ein gewaltiger Stoss, ein entsetzliches Krachen — ich sehe noch den Ballonführer hinausgeschleudert werden — mir vergingen die Sinne. — — —

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden der heftig hin und her schwankenden Gondel. Mein erster Gedanke war die Gräfin.

Sie lag neben dem umgestürzten Fauteuil leblos am Boden, von der bleichen Stirn rann Blut. Rasch kniete ich an ihrer Seite. Gottlob! sie lebte, ich fühlte ihren Herzschlag. Die Verwundung war eine leichte, sie musste im Fallen eine scharfe Kante gestreift haben. Ich flosste ihr aus meiner glücklich unversehrt gebliebenen Strohf Flasche etwas Wein ein, ich lockerte ihre Kleidung, ein tiefer Seufzer erfolgte. Die rothen Lippen waren so verführerisch, die strengen Augen so fest geschlossen, meine Freude, sie lebend zu sehen, so gross, dass ich alles vergass: ich drückte einen heissen, langen Kuss auf ihren Mund.

Endlich öffneten sich die langen seidenen Wimpern: verwunderte Augen wurden sichtbar, aber Augen, die auf dem vor ihnen Knieenden so gut, so lieb, so glückverheissend ruhten, dass ich wiederum die süssen Lippen suchte. Diesmal wurde mein Kuss erwidert. — —

Unbekümmert um Ort und Zeit und Ewigkeit waren wir sehr, sehr glücklich!

---

Dichte Wolken hatten uns umhüllt und durchnässt, und damit unseren seligen Traum beendet. Es war kein Zweifel: das Kabel war in jenem Moment gerissen und ein starker Wind trieb uns nach einer bestimmten Richtung sehr rapide fort. Von der Erde war Nichts zu sehen.

Ich kletterte mit Aufbietung aller Reminiscenzen meines Turnunterrichts hinauf in dem Tauwerk, und nach grosser Anstrengung gelang es mir ein Ventil des Ballons zu öffnen. Wir fielen, das schien mir unzweifelhaft. —

Da endlich! erspäht das forschende Auge Umrisse der Mutter Erde. Näher und näher, deutlicher, bestimmter werden diese Umrisse. Ich erkenne Meer und Land. Wir schweben noch über dem Meer, aber der Wind scheint die Liebenden zu begünstigen. Wir treiben auf das Land zu. Wir unterscheiden in der Ferne Thürme, Häuser, Wald, einen breiten Strom. — —



Hurrah! es ist unsere alte Düna!

Dort winken unsere alten Dome!

Gegrüsst sei vor Allem Du, Du höchster unter  
den heimischen Thürmen, Du Thurm von Sanct Peter!

Es klang Glockengeläute von allen Thürmen  
der Stadt, es musste wiederum Sonntag sein!

„Meerüber strebt das Vög'lein und berührt  
Die Woge nicht mit seinen müden Schwingen:  
Zum ersten Mal meerüber strebt's zu dringen,  
Von unbewusstem Herzensdrang geführt.  
Da weht von Küsten, die der Lenz erküret,  
Ein Duft herüber und ein lockend Klingen,  
Das Vöglein staunt und jauchzt: woher entspringen  
Die Wonnen, die mein Herz so lieblich spüret?“ —

so sang Antoinette, und es war eine andere Melodie  
hier oben im blauen Aether, ein anderer Sonntag, ein  
anderes Glockenklingen, als damals auf dem Wasser.

Wir mussten daran denken, zu landen. Ganz  
deutlich erkannten wir schon die verwunderten Men-  
schengestalten. Nochmals erweiterte ich das Ballon-  
ventil: wir streiften jetzt über die Baumkronen  
eines bis an das Meer ausgedehnten Tannenforstes.

Endlich konnte ich ein in der Gondel vorgefundenes Tau um einen alten Baumriesen werfen, der den gewaltigen Ruck mit unwilligem Knarren und Aechzen heftig erwiderte.

Wir erreichten glücklich den Boden.

Wir brauchten nicht lange auf Hülfe zu warten. Eine Menge Strand- und Landbewohner umringte uns und brachte uns im Triumph vor das nächste in einer anmuthigen Thalmulde gelegene Strandhaus.

Die Sommerbewohner desselben hatten offenbar den schönen Herbsttag zu einem Ausflug an den Strand benutzt und sassen gemüthlich auf der Veranda versammelt. Aller Augen richteten sich auf uns, die wir in unseren durchnässten und abgerissenen Kleidern einen wenig sonntäglichen, aber sehr abenteuerlichen Anblick boten. Ich war neugierig, von wem und in wessen Behausung ich Gastfreundschaft zu erbitten haben würde.

Da gewahrte ich den Hausherrn: eine seltsame Schicksalsfügung hatte uns schiffbrüchig an der Schwelle meines geistlichen Kritikers abgesetzt.

Er kannte mich nicht in Person, das wusste ich.

Desshalb nannte ich ihm meinen und Antoinette's vollen Namen, und meine Stimme hatte etwas Rührendes und Ueberzeugendes, als ich dieser Vorstellung die Worte hinzufügte: „Hochwürdiger Herr, eine seltsame Fügung der göttlichen Vorsehung hat uns Beide aus grosser Noth gerettet und uns gerade Ihnen zugeführt. In den überstandenen Gefahren sind wir beiderseitig zu einer ernsteren Lebensauffassung gelangt, welche sich in die Bitte zusammenfassen lässt: Geben Sie unserem ehelichen Bündniss recht bald die kirchliche Weihe, und lassen Sie nichts von dem Groll, den Sie gegen uns Einzelne gehegt, auf die beiden Vereinigten übergehen!“

Gerührten und leuchtenden Blickes schaute er auf uns Beide hernieder. Segnend erhoben sich seine Hände — — —

Es ist fatal, in einem so feierlichen Augenblick gestört zu werden. Aber die Störung war da. Mein Diener stand vor meinem Bett und weckte mich mit der Frage: „Darf der Barbier hereinkommen? Er wartet schon 20 Minuten.“ —

